

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 2 (1946)
Heft: 11

Artikel: Von schlechtem und rechtem Schweizerdeutsch [Fortsetzung]
Autor: Dettli, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Wintermonat 1946

2. Jahrgang Nr. 11

30. Jahrgang der „Mitteilungen“

Von schlechtem und von rechtem Schweizerdeutsch

von Paul Dettli

(Fortsetzung)

Der Keim muß nicht in der Schule, er kann auch in der Familie aufgehen. Irgendeinem beobachtenden Geist kann es auffallen, daß die Mundart manches einfacher und ansprechender auszudrücken vermag als die Schriftsprache. Für Aufgebot und Angebot kann ihr einfaches Pott genügen, das auch in allpott oder allí pott - so oft wie auf einer Gant Pott auf Pott folgt - enthalten ist; ein Kind, das Botengänge oder Einkäufe besorgt, pottet oder postet; der Briefträger oder Briefbote heißt vielerorts einfach Pott, wogegen Dienstboten kurz Dienste genannt werden. Müßten wir nicht freudig solche Ausdrücke festhalten, statt sie für die kraftloseren schriftsprachlichen hinzugeben?

Oder warum sollten auch bei uns die Tage im Frühling „länger und wärmer werden“, im Herbst „kürzer und kühler oder kälter werden“ statt z' lange und z' warme und z' chuele oder z' chalte? Allgemein: ist es nicht ein Beweis der Überlegenheit der Mundart, daß sie vieles mit einfachen Zeitwörtern sagen kann, wofür der Schriftsprache nur ein Eigenschaftswort mit „werden“ zu Gebote steht? Abem Bättle aarmet me nööd, aber me uuwäädet. Wer riíchet am Guet, aarmet am Muet, d. h. am Gemüt. - Wenn es bei uns káfelet oder chääselet oder chüedráckelet, riecht oder schmeckt es im Gebiet der Schriftsprache nach Kaffee, Käse oder Kuhmist. Nur mit großem Wortaufwand vermöchte die Schriftsprache sinngemäß wiederzugeben: es Schneielet, es beielet (d. h. Schneeflocken wirbeln durch die Luft wie

schwärmende Beieli oder Bienchen), mini Mueter chüechel et usw. Unserm sich täglich mehrenden Reichtum an Verkleinerungszeitwörtern hat das Schriftdeutsch nur wenige an die Seite zu stellen: tänzeln, lächeln u. a. Unsere Kinder können balle oder bällele, während schriftdeutsch erzogene Knaben und Mädchen „Ball spielen“ oder „Ball werfen“. Diese „tändeln manchmal auch mit Feuer“, wogegen die unsern züüsled oder zeusled; ob dabei das Haus „Feuer fängt“ oder aachont, macht nur sprachlich einen Unterschied aus. In einem Dorrenhag „bleibt man hangen“ (nach heutigem Sprachgebrauch meistens „hängen“); imene Tornhag bhanget me. Wer ein Geldstück wechseln läßt, bekommt in Deutschland „Kleingeld“, bei uns Münz. Wenn in der Fabrik die Arbeit beginnt, setzt man schriftdeutsch die Maschinen in Gang, schweizerdeutsch genügt dafür ein Wort: aareise oder aaloo. Schnapsler gibt es im Gebiet der Hochsprache und bei uns; dort „trinken sie Branntwein“ und „riechen nach Branntwein“, hier genügt der geringfügige Unterschied zwischen Schnäpsele und Schnapslele, beides auszudrücken. Bei uns sammeln Pfättene oder Chennel das vom Dach rinnende Regenwasser und leiten es in Tole; die Schriftsprache benötigt dafür „Dachtraufen“ und „Abzugsgräben“. Wo „gut deutsch“ Sprechende „Brücken schlagen, Kränze winden, Fronarbeit leisten und krumme Nägel gerade schlagen“, kommen wir Schweizer mit brugge, chranze, froone und greeede aus. Ein Schweizer, dem das Glück wohl will, kann ein Vermögen erwüibe, er braucht es nicht umständlich „durch Heirat zu erwerben“. Unsere Hausfrauen ersetzen das „große Frühlingsreinemachen“ durch ihre Usebuzete. Usebuzete, Lismete für „Strickarbeit“, Hauptete und Fueßete für das „Kopf- und das Fußende“ des Bettes, Bachete und Chochete für die Menge, die auf ein Mal gebacken oder gekocht wird, zeichnen sich nicht durch Wohlklang aus; allein die noch immer triebkräftige Endung =ete ermöglicht es dem Schweizerdeutsch, manche Begriffe mit einem Wort auszudrücken, welche die Schriftsprache mühsam umschreiben muß.

Solche Vergleichen sollen deutlich machen, daß Mundart nicht Unart ist, daß wir keine Ursache haben, sie gering zu schätzen, daß sie vielmehr sorgfältiger Hege und Pflege würdig ist. Wer erst einmal von dieser Wahrheit durchdrungen ist, wird sich bemühen, die Eigenart seiner Kindheitsprache zu erhalten und zu festigen in der Wortform und in der

Wortwahl. Auf ihren unerschöpflichen Reichtum an trägen Redewendungen können wir hier nicht eintreten. Wer gut schweizerischen Mundartformen die Ehre geben will, wird Schunke, Schwumm, Bemsel, Mörsel, Feister, Schutz (en Schutz abloo), Seipfe oder Seupfe, Schwüne usw., wo diese Formen noch lebend sind, nicht verdrängen lassen durch „Schinke, Schwamm, Pinsel, Mörser, Fenster, Schuß, Seife, Schwinde“, auch nicht deutsch betonten Tabak oder Back durch Tabak, der seine fremde Herkunft durch die Betonung verrät. Dabei wird man auch nicht vergessen, daß wir wohl überall in der deutschen Schweiz zweierlei, wenn nicht dreierlei Arten Rauchen unterscheiden. In St. Gallen rauched d'Raucher, schlechte Ofen rüüched. Wenn man einem Berner einen Glimmstengel anbietet, kann man die Antwort bekommen: „Tanke, i rouke nid.“ Sein Kamin aber rauchnet.

Wenn ein feines Schweizertums bewußter Deutschschweizer die Wahl hat zwischen zwei Wörtern, von denen eines nur der Mundart, das andere auch der Schreibsprache eigen ist, wird er in der Umgangssprache jenes vorziehen und z. B. auf einer nassen Grashalde nicht ausgleiten, weil sie „schlüpfrig“, sondern weil sie hääl ist; ein körperlich wenig entwickeltes Büblein wird man pring und nicht „schmächtig“ nennen. Wer seinen Gwunder (nicht „Neugier“!) nicht meistern kann, wird vielleicht in den Sachen seiner Schwester nause, neusle, nosche, nustere, Schnäugge oder Schnause, grundsätzlich aber nicht „schnüffle“. Ein Bub wird allenfalls mit einem Schranz oder Schlanz in den Hosen, nicht mit einem „Riß“ heimkommen, nachdem er sich verbotenerweise damit vergnügt hat, Trämel de Rei abz'rugele oder z'trole, nicht aber „z'rolle“. Er wird den Hut nicht „schief“, vielleicht aber Schäps aufsetzen, und er steckt imene gschmogne Tshoope, nicht „imene knappe Rock“; er wird nicht „begärlech noch öppis schile“, aber vielleicht glustig derno ch Schääche.

Einen Knopf am Kleide tuet er ii, „er macht en nöd zue“; als Gedächtnishilfe dient ihm en Chnopf im Nastuech oder Sacktuech oder Schnupftuech - Naselumpe, Nasefeze, Schnüüzlumpe, Schnuderlumpe, Schnuderfeze meidet er als unschicklich, Sazze neetli als ungebräuchlich -, aber nie macht er „en Knote is Taschettuech“. Einen abgerissenen Knopf ersetzt er notdürftig durch e Schlüüßgufe oder =glufe, nicht e „Sicherheitsnoodle“. Er ist keine „Spiegel-

eier", gern aber Stierenauge oder Eier im Anke und Binätsch dazu, nicht „Spinat“. Es wird ihm nie „schwindlig“, wenn auch manchmal trümmelig, aber er macht trotzdem nie etwas „verkehrt“, höchstens hinderfüür oder läz. Einen Graben überquert er ohne „Sprung“ miteme Gump oder Juck. Ein guter Hausvater ist zwar nicht „sparsam“, aber huuslich; das bringt en fürsi, nicht „vorwärts“; er meint si aber au, ohne „stolz“ zu sein. Nach allgemeinem Urteil ist er en gmögige - und nicht etwa en „sympathische“ Maa.

Schüler und auch Lehrer „sehned sich nöd noch de Ferie“, aber si planged oder plangered druf; Bauern mähen das Gras mit der Sägis, nicht mit der „Sense“; sie ziehen an der Hauswand e Landere oder e Trüeter, nicht „e Spalier“. Das Benehmen eines andern nennt man nicht „seltsam“, eher ardllich, eige, arig, gschpässig.

Wenn wir unser Schweizerdeutsch in diesem Sinne pflegten, würde es sich deutlicher von der Schriftsprache abheben und weniger Gefahr laufen, allmählich in ihr aufzugehen. Daß die beiden Formen unserer Muttersprache einander immer näher kommen, werden wir nicht vermeiden können. Die Sprache von Luthers Bibelübersetzung, die dann ja allmählich auch unsere Schriftsprache wurde, unterschied sich noch viel stärker von der damaligen alemannischen Umgangssprache, so stark, daß der Basler Drucker Adam Petri seinem im Januar 1523 erschienenen Nachdruck der Bibel, um den Absatz in alemannischen Landen zu fördern, ein erklärendes Wörterbuch („Glossar“) beifügte, das „die ausländigen Wörter in unser Teutsch anzeigte“. Unter den 200 Wörtern des Verzeichnisses sind einige, die wir heute als echt mundartlich gelten lassen würden und kaum entbehren könnten, so: „deutlich“, verdeutlicht durch offenlich, „flicken“ blezen, „Gegend“ Landschaft, „Geheimnis“ Heimlichkeit, „heyradten“ mannen, eelichen, „Lärmen“ Auflauf, Aufruhr, „Lippe“ Lefze, „Teppich“ Gautter, Solter, Sergen. Andere damals den Alemannen unbekannte Wörter werden zwar heute bei uns gebraucht, sind aber nicht ganz heimisch geworden, z. B. „ähnlich“ gleich, „tauchen“ tunken, „ernden“ schneiden. Auch althochdeutsch fuolan, mittelhochdeutsch vüelen ist den Schweizern zum erstenmal in der Lutherbibel entgegengetreten. Dort lesen wir in Markus 5/29: „Und sie fühlte an ihrem Leibe, daß sie von der Plage war gesund geworden.“ Die neue Zürcher Bibel setzt statt

„fühlte“ „spürte“ und bleibt damit dem ursprünglichen Schweizerdeutsch näher. Heute gebrauchen Berner und Basler das Wort mit dem alten Doppellaut: „füele“, „Gfüel“; Ostschweizer kennen nur „fühle“ und „Gfühl“; jedoch keine der beiden Formen ist in der Mundart recht verwurzelt. Am häufigsten tritt *Spüre* dafür ein, und Ernst Schürch rühmt Spitteler nach, er habe es *guets Gspürigha* für *Wärt und Gwicht* *vo de Wörter*. Mit dieser Bedeutung ist *Gespür* im Grimmschen Wörterbuch nicht verzeichnet.

Daß Luthers Wort *Rehrich* den Alemannen unverständlich war, können wir heute noch nachfühlen (aber kaum nachspüren), obschon es in der um ein *t* erweiterten Form *Rehricht* im Begriff zu stehen scheint, ins Schweizerdeutsch einzudringen, wenigstens in den Städten, wo die „Rehrichtabfuhr“ behördlich geregelt ist und zweckmäßig gebaute „Rehrichtwagen“ den Rehricht in patentierten „Rehrichteimern“ entgegennehmen. Petris Glossar sagt für *Rehrich*: *Säget, Staub, Kutter* (unser heutiges *Ghüder*); ihnen stehen noch *Wüschete, Süürbete, Güsel, Gmüll, Gmüel, Chaat, Bächt* zur Seite, aber alle schon auf schwachen Füßen. Bloß *de Chootchöbel* scheint in St. Gallen noch standfest zu sein. Fragt man einen St. Galler, wie er sage für *Rehricht*, so besinnt er sich einen Augenblick und antwortet dann: „*He, Choot, me seit jo Chootchöbel*“. Sagt man aber auch noch *Gassefuer*, wie in der früheren Zeit, da der *Choot* - ist das Wort wirklich in diesem Sinn gebräuchlich? - in Behältern von beliebiger Form und Größe auf die Straße gestellt und mit viel Staub und Geruch in offene Wagen geleert wurde? - Dieses Beispiel scheint mir zu zeigen, wie an sich erwünschte Neuerungen altes Sprachgut gefährden können.

Wir werden nicht dem heimischen Wort zuliebe bei der alten Einrichtung bleiben wollen, vielmehr der Ansicht beipflichten, die ein maßgebender Kenner des Verhältnisses zwischen Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch vertritt: „Das Recht, sich zu bereichern und zu entwickeln, müssen wir auch der Mundart lassen, sonst stirbt sie nur um so rascher aus. Wörter einer höhern Kultur, Satzfügungen einer feinem Logik dürfen wir nicht für alle Zeiten unterdrücken.“ Einverstanden! Wir sollten aber doch keinem Fremdling Heimatrecht gewähren, der nicht sorgfältiger Prüfung auf seine Anentbehrlichkeit standhält. Darum bin ich nicht mehr einverstanden, wenn es weiter heißt: „Ohne Wörter wie *sehr* oder

„sondern“ (als Bindewort) werden wir kaum mehr auskommen, obwohl sie noch ziemlich deutlich nach Schriftsprache klingen. Oder wie soll man z. B. sagen für „Es tut mir sehr leid?“ - Da würde ich versuchen, ganz ohne Verstärkungswort auszukommen und durch den Ton meiner Worte davon zu überzeugen, daß es mir wirklich leid sei; oder ich würde sagen, es tue mir recht, rechtschaffen, fürchtig, ufrichtig, herzlich, vo Herze, recht vo Herze, i der Seel ine leid und jeder dieser Steigerungsformeln, sogar schüch und grüüseli tiefere Wirkung zutrauen als dem doch recht kraftlosen „sehr“. Der Schweizerdeutschen Ersatzwörter dafür sind so viele, daß in der Berner Gruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins ein Vortrag nur darüber gehalten werden konnte. Allerdings ist kein einziges darunter, das von allem Anfang an nur die Aufgabe erfüllt, den hohen Grad auszudrücken. Das tut ja auch „sehr“ nicht; allein nur alte Schweizer oder eher Schweizerinnen sagen noch, ihre Finger seien sehr, wenn sie z. B. vom Reiben bei der Wäsche „wund“ geworden sind. Daß der Deutschlehrer von da aus „versehren“ und „unversehrt“ erklärt und der Englischlehrer auf die Zusammengehörigkeit von „sehr“ und sore hinweist, ist wohl selbstverständlich. Um zu erproben, ob wir wirklich ohne „sondern“ nicht auskommen können, habe ich die in dem Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm dafür gegebenen Beispielsätze in mein Schweizerdeutsch zu übertragen versucht, und ich glaube, es ist mir so gelungen, daß niemand darin das Wörtlein „sondern“ vermissen würde. Zwei Beispiele mögen es belegen. Er ischt nöd hie, er ischt z' Paris. De Bueb ischt gschtorbe, nöd de Vatter. Die Schriftsprache drückt das so aus: „Er ist nicht hier, sondern zu Paris“ und „Nicht der Vater, sondern der Sohn ist gestorben“. - Mir scheint, es sei mit „sondern“ im Schweizerdeutsch wie mit dem Fremdwort in Schriftsprache und Mundart: man muß den Satz ohne sie denken. (Schluß folgt)

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes

Von H. Eppenberger

In meinen Ferien des Jahres 1944 habe ich mich in Graubünden ein wenig umgesehen, wie es mit der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes, dem Romanischen steht, aber auch wie es dort um die Pflege der